

Die Totenhand.

Kriminalroman von Richard Marsb.

(2. Fortsetzung.)

„Ist dies der Besucher, den Sie erwarteten?“
„Das ist mehr, als ich Ihnen verraten kann, da der Erwartete mir ganz fremd war.“

„Wie hieß der Mann?“
„Duncan Rothwell. Ich erhielt am Morgen ein Telegramm von ihm mit der Nachricht, daß er gegen zwölf Uhr hier sein werde. Hier ist die Depesche.“

„Um zwölf Uhr! Und wann fanden Sie den Mann am Boden liegend vor?“

„Ungefähr um einhalb ein Uhr. Die Wirtin und das Mädchen können Ihnen wohl noch genauer angeben, wie spät es gewesen sein mag, als ich um Hilfe rief. Fünf Minuten später war auch der Arzt schon hier.“

Der Polizei-Inspektor wandte sich an diesen. „Wie spät war es, als Sie hier eintraten?“

„Sobald ich sagen kann, fehlten noch etwa zwanzig Minuten an ein Uhr. Ich frühstückte um diese Zeit und war eben im Begriff, mir die Hände zu waschen, als ich gerufen wurde.“

„Und wie lange konnte der Mann schon tot sein?“
„Fünf Minuten vorher mochte er noch gelebt haben.“

„Unter solchen Umständen hätte er also noch gelebt, als dieser Herr hier den Hausflur betrat.“

„Das kann ich wirklich nicht sagen. Der Mann ist höchst wahrscheinlich in dem Augenblick, als er das Haus betrat, niedergestochen worden. Allem Anschein nach hat ihn der Stof sofort getödtet, und ich glaube, daß falls dieser Herr eine Minute früher hereingekommen wäre, er direkt ein Zeuge des Mordes hätte werden müssen.“

„Wo wohnte der Ermordete?“ fragte mich der Polizeibeamte.
„Das kann ich ebenso wenig sagen; überhaupt weiß ich nicht die geringsten Angaben über ihn zu machen. Unser Verzeher wurde bis jetzt ausschließlich durch Rechtsanwältige vermittelt.“

„Aus welchem Grunde beabsichtigte er, zu Ihnen zu kommen?“
„Er wollte mir eine Aufklärung in betreff einer von ihm ausgegangenen Bekanntmachung in der Zeitung geben.“

„Ich reichte dem Beamten das betreffende Inserat, durch welches ich, soweit ich es bis jetzt beurtheilen konnte, wohl in alles andere eher als in eine für mich vortheilhafte Lage kommen würde.“

„Wie ist Ihr Name?“
„James Southam.“
„Sind Sie der hier aufgerufene James Southam?“

„Das ist wieder mehr, als ich zu behaupten vermöchte. Vorgelesen las ich diese Ankündigung in der Zeitung, derzufolge ich mich sofort zu Cleaver und Carton begab. Gestern erhielt ich diesen Brief hier und heute Morgen dieses Telegramm, welches ich Ihnen bereits eingehändigt.“

Der Polizei-Inspektor las aufmerksam den mit Duncan Rothwell unterzeichneten Brief und steckte ihn dann ohne eine Bemerkung im Beisein mit dem Telegramm in seine Tasche. Daß er das that, ohne mir, dem Empfänger, die geringste Erklärung zu geben, befreite mich sehr.

Die genaue Durchsichtung der Taschen des Ermordeten hatte das etwas sonderbare Ergebnis, daß dieser außer einer schmerzhaften goldenen Uhr ohne jedes Merkmal nur noch ein Bündel Banknoten, leichtere losse in seiner Brusttasche, bei sich führte. Die Banknoten beliefen sich auf nicht weniger als 110 Pfund; dazu kamen noch diverse Gold- und Silbermünzen in einer kleinen Börse, circa 4 Pfund betragend. In seiner rechten Westentasche fand man das Fragment einer Visitenkarte, auf welchem der Name „Raymond“ noch zu erkennen war. Ob dies ein Vor- oder Zunamen sein mochte, ließ sich nach der Art des Abdrucks leider nicht feststellen. Außer diesen Gegenständen fand sich nicht das geringste vor, welches für die Feststellung seiner Identität einen Anhalt bieten konnte. Es schien fast, als wäre alles dazu beigetragen mit Absicht vermieden worden.

Sobald das Verhör des Polizei-Inspektors beendet war, begab ich mich zu Cleaver und Carton.

Wieder fand ich nur den älteren Herrn allein vor. Mein Kommen schien ihn zu überraschen, möglich auch, daß mein Aussehen die soeben empfangenen Eindrücke noch widerspiegelte.

„Nun, was Herr Rothwell bei Ihnen?“
„Ich drückte die Thür hinter mir fest ins Schloß und sah ihm dann voll ins Gesicht.“

„Sie scheinen mich in eine schöne Geschichte verwickelt zu haben, Herr Cleaver! Ich verlaße dieses Zimmer nicht früher, bis Sie die Güte haben werden, mir einige Fragen zu beantworten. Erstens: Ist der Name Ihres Auftraggebers Duncan Rothwell?“

Der Mann des Rechts lehnte sich in seinen Stuhl zurück und sah mich mit sonderbarem Lächeln an.

„Sie haben wirklich eine eigene Methode, die Leute auszufragen. Bevor ich Ihnen antworte, muß ich zunächst an Sie die Frage richten, ob Herr Rothwell bereits bei Ihnen gewesen ist?“

„Wie sieht er aus?“
„Wie er aussieht?“ Wieder erschien das eigenthümliche Lächeln auf den Lippen des Anwalts. „Sie fahren also fort, auf Fragen mit neuen Fragen zu antworten,“ bemerkte er. „Sagen Sie mir wenigstens das eine, mein Herr: Ist jemand, der sich selbst Duncan Rothwell nannte, bei Ihnen gewesen?“

Nachdem Sie mir diese Frage beantwortet, wollen wir über sein Aussehen reden.“

Eine kurze Pause entstand, dann sagte ich, den Gesichtsausdruck meines Gegenübers scharf beobachtend, um den Eindruck meiner Worte wahrnehmen zu können:

„Soweit ich beurtheilen kann, liegt Duncan Rothwell zur Zeit ermordet im Hotel der Frau Barnes.“

Herr Cleaver sprang mit einem Schlage in die Höhe. „Ermordet, sagen Sie?“

„Ja, genau so sagte ich. Es liegt nämlich dort zur Zeit ein Mann, welcher augenscheinlich ermordet worden ist.“

„Wenn Sie mir etwas über Duncan Rothwells Leichere berichten wollten, könnte ich Ihnen sagen, ob er der Ermordete ist.“

Herr Cleaver schien ganz verstört zu sein.

„Erklären Sie sich, bitte, ein wenig deutlicher, Herr Southam, und beantworten Sie meine Fragen gefälligst mit „Ja“ oder „Nein“. Ist jemand, der sich selbst Duncan Rothwell nannte, heute bei Ihnen gewesen?“

Ich erzählte ihm alles, was sich zugetragen hatte, natürlich so weit ich es selbst beurtheilen konnte, und ich sah, daß seine Bestürzung unentwerrbar und echt war.

„Sie sagen, daß der Tödtete nicht das Gerinthe bei sich führte, wodurch seine Identität hätte festgestellt werden können. Nun, in diesem Falle können auch wir nichts dazu beitragen; denn wir wissen ja, daß der Tödtete auch niemals in unserem Leben und haben stets nur brieflich mit ihm unterhandelt.“

Herr Cleaver gab das eine zu, daß die Person, von welcher der Auftrag gekommen war, sich Duncan Rothwell nannte; aber das war auch der einzige Umstand, den ich von ihm in Erfahrung bringen konnte. Er behauptete mir, daß sie weiter nichts mit der ganzen Sache zu thun hätten, als daß ihnen durch einen Brief von Duncan Rothwell der Auftrag geworden sei, den Aufenthalt von James Southam auszuforschen. Er meinte nun, daß, wenn ich der gesuchte Mann wäre, ich auch völlig in die Sache eingeweiht sein müßte.

Ich lebte in das Hotel zurück, um wenigstens klüger, als ich es verlassen hatte. Kaum hatte ich das Bett betreten, so kam der Polizeibeamte auf mich zu, legte die Hand auf meine Schulter und zog mich beiseite. Die ganze Art, wie er mit mir verkehrte, behagte mir durchaus nicht.

„Ah, da sind Sie ja, Herr Southam! Ich muß Sie um ein paar Worte bitten. Es thut mir leid, Sie zu belästigen; aber ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß einige sehr befremdliche Umstände in der geheimnißvollen Angelegenheit mich zwingen, Sie polizeilich bewachen zu lassen. Wenn Sie Miene machen sollten, uns zu entschleichen, wären wir genöthigt, Sie hinter Schloß und Riegel zu bringen.“

„So ist's recht!“ entgegnete ich. „Sperren Sie mich ein, oder hängen Sie mich gleich auf. Es bedarf keiner großen Erfindungsgabe, um die Sache zu meinen Ungunsten zu drehen, trotzdem ich immer und immer wieder nur vertheidern kann, daß der Ermordete mir ein gänzlich Fremder ist, von dessen Ende ich ebenso wenig weiß wie der Mann im Monde.“

Ich hatte den Eindruck, als ob der Beamte nicht recht wisse, was mit mir anzufangen sei. Er hatte augenscheinlich Sorge getragen, daß jede meiner Absichten sofort zu seiner Kenntniß gelangte, und nicht nur ich, sondern das ganze Hotel mit seinen Inassen blieb unter strenger Bewachung, solange die Untersuchung im Gange war.

Mehrere Polizisten blieben Tag und Nacht zur Stelle, andere gingen fortwährend aus und ein, nach neuen Anhaltspunkten suchend und sich gegenseitig Bericht zu erstatten. Unter einer derartigen Bewachung kam ich mir schon selbst als ein Verbrecher vor. Was nun Frau Barnes anbetrifft, so sah diese erst recht danach aus, als trüge sie eine große Last auf ihrem Gewissen. Sie schwand, so zu sagen, von Stunde zu Stunde mehr dahin und ich sah recht gut, daß sie das heisse Verlangen hatte, mit ein paar Worte im geheimen wechseln zu können; doch sie wagte es nicht, aus Furcht vor den uns umgebenden spähernden Augen und Ohren.

Dazu reichte ihr Muth aber noch

aus, mir einen Zettel mit einer Mittheilung unter mein Kopfkissen zu legen. Ich fand ihn am Abend vor der Hauptverhandlung, als ich im Begriff war, zu Bett zu gehen. Der Zettel trug weder Adresse noch Unterschrift und lautete wie folgt:

„Erwähnen Sie morgen um Gottes Willen kein Wort von meinem Namen. Ich bin fest davon überzeugt, daß er mit dieser graufigen That nichts zu schaffen hat, und Sie wissen das so gut wie ich. Es wäre nicht gut gehandelt, ihn in diese Angelegenheit zu verwickeln, und über mich drächte es noch mehr Kummer, als ich ohnehin schon zu tragen habe.“

Nachdem ich den Zettel gelesen, sagte ich mir, daß Frau Barnes sich sehr im Irrthum befände mit ihrer Annahme. Auch ich hätte keinen Verdacht auf ihren geheimnißvollen Ehemann. Was sollte ich darüber wissen? Es drängte sich mir sogar, je mehr ich darüber nachdachte, manchmal der Gedanke auf, daß mein Widersacher, der Kellner, vielleicht doch an dem blutigen Ereigniß theilhaftig war. Es war immerhin möglich, daß er wirklich der gesuchte James Southam war und aus irgend einem Grunde die Beförderung begie, Duncan Rothwell etwas etwas sehr Ungünstiges über ihn auszusagen. In lebhafter Erinnerung an die beispiellose Heftigkeit, mit welcher er mich unlängst angefallen, schien es mir gar nicht so ausgeschlossen zu sein, daß er im Jörn noch Schreckliches begehen könne.

Durch die am anderen Tage stattfindende Gerichtsverhandlung wurde nichts Neues erwieken; indessen warf sie wenigstens soviel Licht auf die Sache, daß die Identität des Ermordeten zweifellos festgestellt werden konnte. Allerdings vermochte dieser Umstand in keiner Weise zur Aufklärung des geheimnißvollen Mordes beizutragen.

Es war erwieken worden, daß der Ermordete Jonas Hartopp hieß und der Chef der bekannten Juwelhandlung Hartopp u. Co. war. Die große Schwierigkeit lag nun darin, zu entdecken, ob dieser sich den Namen Duncan Rothwell beigelegt hatte und aus welchen Gründen.

Hartopp u. Co. war eine angesehenere und sehr reiche Firma in Birmingham, und Jonas Hartopp selbst stand in dem Ruf eines sehr wohlhabenden Mannes.

Duncan Rothwell hatte immer von Liverpool aus an Cleaver und Carton geschrieben, und es schien fast, als hätte er nur zu diesem Zwecke dort immer vorübergehend Aufenthalt genommen. Er hatte dort sogar eine Wohnung gemiethet, welche er selbst aber nie benutzte, sondern nur zu dem Zweck hielt, damit alle dort an ihn einlaufenden Briefe und Telegramme sofort an eine von ihm bezeichnete Adresse in Aston befördert wurden. Letztere war die eines Tabakhändlers in Aston. Als dieser der Leiche des Ermordeten gegenübergestellt wurde, gab er sofort zu Protokoll, dies sei der Mann, der ihm unter dem Namen Duncan Rothwell bekannt gewesen sei.

Was den reichen Juwelhändler von Birmingham bezogen haben mochte, sich den Namen Duncan Rothwell beizulegen, oder was er andererseits einem gewissen James Southam besonders Vortheilhaftes mitzuthun haben konnte, blieb völlig in Dunkel gehüllt, ebenso alle näheren Umstände seines geheimnißvollen Todes.

Leider richtete man an mich, solange ich mich im Zeugnishör befand, nicht eine einzige Frage, welche mir Gelegenheit geboten hätte, eine Andeutung über das auffallende Verschwinden des Gatten von Frau Barnes zu machen.

Ich hatte die größte Neigung dazu, freilich ohne jede Lust, dadurch in neue Verwickelungen zu gerathen. Trieb man mich doch schon ohnedies genug in die Enge! Vor allem wollte man meiner Versicherung nicht Glauben schenken, daß ich nicht die leiseste Kenntniß gehabt, warum James Southam in der Zeitung aufgerufen worden, von wem der Aufruf ausgegangen war und welcher Art die für denselben vortheilhafte Sache gewesen sei.

Der Gerichtshof, die Zeugen und mit ihnen das Publikum, alle schienen der Ansicht zu sein, daß ich den Schlüssel des Geheimnisses ohne Zweifel in der Hand haben müßte, da ich mich doch als James Southam bekannt hätte.

Man hatte die genauesten Erkundigungen über seine Person eingelesen und meinen Lebensgang von meinen frühesten Tagen an verfolgt, doch nicht den leisesten Umstand gefunden, der gegen mich zeugte hätte, — aus dem einfachen Grunde, weil es absolut nicht das geringste über mich auszusprechen gab. Trotzdem mußte ich mir doch am Schluß der Verhandlung sagen, daß mehr als ein Mitglied des Gerichtshofes und wer weiß wie viele Personen außerhalb desselben die Ansicht hegten, ich hätte bei diesem Verbrechen, wenn nicht direkt, so doch indirekt meine Hand im Spiele gehabt.

Der Ausspruch des Gerichtshofes lautete dahin, daß Jonas Hartopp, auch unter dem Namen Duncan Rothwell bekannt, durch eine oder mehrere noch unentdeckte Personen ermordet worden war.

5. Kapitel.

Selbst war es, daß ich unter dem bedrückenden Gefühl, so schwer verdrückt zu sein, nicht gleich zu der Ueberzeugung von der Schuld des Ehemannes der Frau Barnes gelangte. Welch ein Narr war ich doch gewesen, im Zeugnishör den Verdacht nicht von mir auf den Mann gelenkt zu haben,

der mir von Frau Barnes als deren Gatte bezeichnet worden war!

Ganz allmählich gelangte ich zu dem Entschluß, auf eigene Faust einmal die in Romanen so beliebte Rolle eines Privat-Detectives aus freier Wahl zu spielen und alle, wenn auch noch so verworrenen Fäden des zur Zeit noch völlig unburchdringlichen Gewebes bis auf ihren Ausgangspunkt zurückzuführen und alles klar zu legen. Ein ganz gutes Vorhaben — in der That — aber ob meine derzeitige Lage eine Ausführung desselben zulassen würde, das war freilich sehr die Frage.

Gleich nach Schluß der Verhandlung erklärte mir Cleaver und Carton, daß ihre Garantie in betreff der Kosten meines weiteren Aufenthaltes im Hotel der Frau Barnes nunmehr ein Ende habe.

Es blieben mir demnach nur die vier in dem Briefe von Duncan Rothwell übermittelten Banknoten — zwanzig Pfund, von denen fünfzehn Pfund bereits verausgabt waren, als alleinige disponible Summe.

War es mir nun vordem nicht gelungen, eine Stellung zu erlangen, so konnte ich mir jetzt, wo ein so schwerer Verdacht auf meiner Person lastete, nicht verhehlen, daß dies von nun an noch viel schwerer, wenn nicht geradezu unmöglich sein würde.

Am andern Morgen nach der Gerichtsverhandlung war ich soeben zu dem Entschlusse gekommen, das Haus, in welchem ich die sonderbaren Dinge und alles andere, nur nicht etwas im geringsten für mich Vortheilhaftes erfahren hatte, unverzüglich zu verlassen, als Frau Barnes bei mir eintrat.

Sie war nur noch ein Schatten ihres eigenen Jchs, und ich hatte bei ihrem Anblick die Vorstellung, daß, wenn es mit ihr so weiter ginge, je binnen kurzem der Last ihres Kummers und ihrer Aufregung völlig erliegen würde.

Ihr nervöses Zustand schien sich in demselben Grade gesteigert zu haben. Sie blieb, in größter Hast und Unruhe ihre Hände reichend, vor mir stehen, unfähig, ihrem sichtbaren Verlangen, um eine Mittheilung zu machen, nicht Ausdruck zu geben.

Als ich trotzdem das Wort nicht an sie richtete, begann sie endlich von selbst: „Ich hoffe sehr, mein Herr, daß Sie uns nicht verlassen werden.“

„So? Dann hoffen Sie vergebens; denn es steht fest, daß ich von hier weggehe, und zwar sofort. Ich muß es Ihnen, Frau Barnes, wenn nicht aus anderen Gründen, so doch aus dem einen ganz bestimmtem, daß ich meinen Aufenthalt in Ihrem Hotel nicht länger selbst bezahlen kann.“

Sie kam mit schnellern Schritten bis zur Mitte des Zimmers, stemmte beide Hände auf den Tisch und sagte in dem selbst am leisen, geheimnißvollen Tone, den ich schon an ihr kannte:

„Sie haben gar keine Ursache, sich darüber irgendwelche Gedanken zu machen. Sie können hier bei mir öftlich frei wohnen und leben und werden mir stets hochwillkommen sein.“

Ich sah ihr bei dieser Rede voll ins Gesicht, in welchem etwas für mich durchaus Unbefindliches geschrieben stand. Ob es je eine Person mit räthselhaften Zügen, so war es diese!

„Wie können Sie mir einen derartigen Vorschlag machen? Glauben Sie, daß ich zu jener Klasse von Menschen gehöre, welche es sich auf anderer Leute Kosten wohl sein lassen, oder ist Ihre Lage eine so glänzende, daß Sie andere umsonst verpflegen können?“

„Das nun freilich durchaus nicht, aber mit Ihnen ist das etwas anderes. Um die Wahrheit zu gestehen: Wenn Sie mich verlassen, darf auch ich nicht ebenfalls nicht eine Stunde länger in diesem Hause aufhalten; denn ich fühle es nur zu gut, daß Sie allein hier mein Schutz sind. Mich verzeihet die geheime Angst, daß lauernde Augen hier im Hause verborgen sind, die eine Gelegenheit abpassen wollen, um mit läubel zuzufügen. Aber ich weiß auch, daß diese entsetzlichen Wächter mir so lange nicht anhaben können, als Sie noch unter meinem Dache weilen. Sagen Sie mir daher nur das eine — ich bitte Sie inständig darum — ob Sie glauben, daß er es gethan hat?“

„Was meinen Sie?“
„Ob Sie glauben, daß mein Mann den Fremden ermordet hat?“

„Offen gestanden halte ich es für sehr wahrscheinlich, daß er von dieser schrecklichen Sache mehr weiß, als Sie oder ich davon wissen. Ich habe mir die größten Vorwürfe gemacht, daß ich Ihrem Wunsche entsprach und mit keiner Silbe auf Ihren, vor wirklich sehr verdächtigen Ehemann angespielt habe, während ich vor dem Gerichtshofe meine eigene Unschuld behauptete.“

Bei meinen letzten Worten befahl die Frau ein heftiges Zittern, und sie sagte stammelnd: „Sie haben aber doch recht gethan, und später hätten Sie es sehr bedauern müssen; denn wenn ich auch nicht zu sagen vermag, wie und warum, so bin ich doch fest davon überzeugt, daß mein Mann mit dieser Blüthig ebenso wenig zu schaffen hatte wie wir beide.“

Die unersütterliche Ueberzeugung dieser Frau setzte mich in Erstaunen, aber ich tonnte trotzdem nicht umhin, ihr zu sagen, daß ich durchaus nicht im Stande sei, ihre Ansicht zu theilen.

„Das ist auch ein Grund, weshalb ich Sie bitte, ja ansehe, hier zu bleiben. Ich fühle es, das über Ihnen und mir eine düstere Wolke schwebt; es sieht ein und dieselbe schwere Schatten über uns beiden. Könnten Sie sich zum Hierbleiben entschließen, so weiß ich, daß diese schwere Wolke sich verziehen wird.“

Gehen Sie aber fort, so wird sie uns während unseres ganzen Lebens umschweben.“

Was Frau Barnes da sagte, schien mir völlig ungerichtetes Zeug zu sein, und doch ließ ich mich bewegen, ihrem Wunsche nachzugeben, sei es auch nur für ganz kurze Zeit.

Die Freude und Zusage, mit welcher sie meine Zustimmung annahm, war so augenscheinlich und so lebhaft, daß es den Anschein hatte, als wäre ihr von meiner Seite die größte Wohlthat der Welt erwiesen worden.

Am selben Nachmittage ging ich aus. Nach meiner Rückkehr, im Begriff, meine Mahlzeit einzunehmen, war ich nicht wenig erstaunt, daß dieselbe mir diesmal von einem Manne gebracht wurde.

Ganz verblüfft sah ich mir denselben von der Seite an. Bisher waren die häuslichen Geschäfte dieses Hotels, in welchem ich noch immer der einzige Gast geblieben, nur von einem Dienstmädchen besorgt worden. Nun stand mir da plötzlich ein tabellos geleibeter Kellner gegenüber, dessen Gegenwart mir so völlig unerwartet kam, daß ich nicht instande war, meine Ueberraschung zu verbergen.

Der Mann mochte mir mein Erstaunen vom Gesichte ablesen. „Ich bin der neue Kellner, mein Herr, erst heute Nachmittag angetreten,“ redete er mich an.

„So,“ sagte ich; „Frau Barnes hat mir gegenüber nichts davon geäußert, daß sie ihren Hausstand zu vergrößern gedenke.“

„Nicht, mein Herr? Nun, das ist wohl möglich. Das Geschäft geht ja auch jetzt äußerst schwach, aber die Saison ist vor der Thür, und das Haus wird bald genug gefüllt sein.“

Das war nun eine ganz offensbare Lüge; denn vom Standpunkt des Hotelbesizers aus betrachtet, neigte die Saison sich jetzt gerade ihrem Ende zu. Was nun Frau Barnes jetzt mit einem so statischen Kellner anfangen, vor allem, womit sie ihn nur annähernd genügend beschäftigen wollte, das war mir unklar.

Der Wirth machte sich im Zimmer zu schaffen und that — ganz nach Art seiner Junks — sehr geschäftig, ohne wirklich etwas vorzunehmen.

„Sie sind wohl schon lange hier, mein Herr?“ fragte er mich im bescheidensten Tone.

„Sie wissen doch ganz genau, wie lange ich mich hier schon aufhalte.“

„Verzeihung, mein Herr, wie sagten Sie?“

„Daß Sie ganz genau durch die Zeitungen darüber orientirt sind, wie lange ich hier bin. Spielen Sie doch mir gegenüber nicht den Unwissenden.“

Der Mann mit der Serviette wandte sich einen Augenblick ab, war aber dann sofort wieder derartige, unvorkommende Diener, dessen Züge vor lauter Höflichkeit förmlich glänzten.

„Man hatte Sie in Beziehung zu dem unlängst hier geschehenen, traurigen Vorkommniß gebracht, nicht wahr, mein Herr? Ich glaube, darüber etwas gelesen zu haben.“

„Sie glauben das? So, so! Und dabei sind Sie doch ebenso vollständig über dieses traurige Vorkommniß unterrichtet, wie ich selbst. Sie wissen alles ganz genau: wie ich in dies Haus gekommen bin, wie mein Name lautet und alles andere.“

Ich weiß nicht recht, wie ich dazu kam, das zu sagen; aber indem ich es sagte, fühlte ich, es war die Wahrheit.

Der Mann schien etwas unsicher zu werden. „Frau Barnes nannte mir Ihren Namen,“ murmelte er wie zu seiner Entschuldigung.

„Sie wußten ihn auch schon ohne deren Erwähnung. Sie können übrigens jetzt gehen; wenn ich Ihrer bedarf, werde ich klingeln.“

Ich war froh, den Menschen los zu sein. Seine Anwesenheit erregte mich fast bis zum Jörn, warum, das war mir selbst nicht klar. Er sah keineswegs unangenehm aus, und sein ganzes Betragen war höchst respektvoll; trotzdem hatte ich das Gefühl, daß ich auf ihn würde, auf meiner Hut zu sein, so lange er in meiner nächsten Nähe war.

Nach beendetem Mahlzeit begab ich mich zu Frau Barnes, um sie ein wenig ins Verhör zu nehmen.

Ihre nervöse Aufregung schien sich seit dem Morgen keineswegs gebessert zu haben; denn schon mein bloßer Anblick erfüllte sie allem Anschein nach mit Schrecken, und ihre Augen sahen mich ängstlich forschend an. Nach ihrem Aussehen zu schließen, mußte noch ein neues Mißgeschick zu allen ihren übrigen Sorgen hinzugekommen sein.

„Sie haben einen neuen Kellner!“ begann ich das Gespräch.

„Ja,“ sagte sie unsicher, wobei ihre Züge die größte Erregung verriethen, „es ist ein neuer Kellner hier.“

„Nun, Frau Barnes, ich will hoffen, auch in Ihrem eigenen Interesse, daß er sich mir gegenüber in anderer Weise benehmen wird, als sein Vorgänger.“

„Ja, das hoffe ich auch,“ murmelte sie in demselben ungewissen Tone wie vorher.

„Ich mußte gar nicht, daß Sie gerade jetzt mit dem Gedanken an dieses neue Engagement umgingen.“

„Nein, ich glaube nicht, daß ich zu Ihnen davon sprach.“

Wie verhielt es sich eigentlich in Wirklichkeit mit dieser Frau? Warum sprach sie immer nur mit flüsternder Stimme, als wenn sie in ewiger Furcht schwebte, belauscht zu werden? Und warum in aller Welt wagte sie es nicht, mir, wenn auch nur für einen Augen-

blick, offen ins Gesicht zu sehen? Am Morgen war sie noch so mit sich selbst gewöhnt, und jetzt — verließ sie genau wieder in denselben Zustand der Verwirrtheit, den sie während der ganzen Zeit, wo die Polizei im Hause war, gezeigt hatte.

„Woher kommt dieser Mann?“ fragte ich sie. „Wie heißt er, und was wissen Sie näheres über ihn?“

„Einen Augenblick lang schien es, als wolle sie mir Rede stehen und vertrauensvoll antworten; aber noch während ich darauf wartete, wurde plötzlich ihre ganze Haltung eine steife, und die noch unausgesprochenen Worte schienen förmlich auf ihren Lippen zu erstarren.“

Nach der Ursache dieser plötzlichen Veränderung forschend, merkte ich mich um und bemerkte den neuen Kellner, welcher hinter mir das Zimmer ganz unangemeldet betreten hatte.

Bei seinem Anblick hatte sie sich förmlich zusammensinkend, zur Seite gemendelt, und mit den Worten: „Entschuldigen Sie, mein Herr, ich habe etwas Dringendes zu besorgen,“ verließ sie in größter Hast das Zimmer.“

Ich ersanduligte ihr Benehmen; aber ich mußte mir dennoch sagen, daß mein Instinkt mich nicht getrogen, indem ich in dem neuen Kellner sofort mehr vermuthete, als der Augenschein lehrte. Es war auch zu unwahrscheinlich, daß Frau Barnes ihr Dienstpersonal vergrößert haben sollte, in einer Zeit, wo nur ein Gast, noch dazu ein so unorthodoxer wie ich, vorhanden war.

Kurze Zeit darauf schien es aber doch, als ob die Geschäfte sich eben so sollten; denn es tauchte nicht nur ein neuer Gast im Hotel auf, sondern dieser Gast war zugleich auch ein so einträglich, wie ihn sich das Herz einer Hotelbesizerin nur wünschen kann. Es war dies eine Frau Lascelles-Treuer, welche bald nach Antritt des neuen Kellners im Hause Wohnung nahm.

Ich war an diesem Tage wiederum sehr lange unterwegs gewesen und hatte, wie nun schon so oft, wieder mehrere völlig ergebliche Gänge in dem Staden nach einer neuen Stellung gemacht, so daß ich todmüde nach Hause kam und nach eingekommenem Abendessen nur den Wunsch hatte, mich so bald als möglich zu Bett zu begeben.

(Fortsetzung folgt.)

Die zweite canadische Pacificbahn.

Sir Wilfrid Laurier, der canadische Premier, hat als einen der Gründe für den Bau einer zweiten canadischen Pacificbahn die Möglichkeit angeführt, daß die Ver. Staaten, falls einmal ein Zollkrieg mit Canada ausbräche, den canadischen Bahnen das Privilegium des Durchgangstransportes unter Zollverschluss entziehen könnte, in welchem Falle Canada über daran sein würde, da es für seinen Verkehr von diesem Privilegium ausgedehnten Gebrauch macht. Deshalb müßte die zweite Bahn, welche direkte Verbindung von Küste zu Küste herstellen soll, gebaut werden. Die Canadier haben zwar schon für Eisenbahn- und andere Subsidien reichlich viel Schulden gemacht, bei der Prosperität aber, denen sich die Dominion zur Zeit erfreut, mag sich das Parlament für den Bau bestimmter lassen. Die Bahnlinie soll von Moneto bis Winnipeg führen. Die Bahn ist an die Grand Trunk Bahn auf fünfzig Jahre zu verpachten, und die ersten sieben Jahre soll letztere keinen Pachtzins zahlen, nach jene Zeit aber drei Prozent an den Kosten der Linie. Die Regierung garantiert 75 Prozent der Baukosten bis zu \$13,000 die Meile für die „Prairie Abtheilung“ und \$20,000 die Meile für die anderen Theile. Die Regierung hat eine erste Hypothek auf alles Betriebsmaterial der Bahn, kontrollirt absolvt die Raten und mag die Compagnie austauschen. Letztere versteht sich dazu, eine Dampferlinie erster Classe im Atlantischen und Stillen Meer zu betreiben.

Schätze durch Wasser geschützt.

Gebäude, die große Schätze beherbergen, werden in der ganzen Welt sorgfältig bewacht, aber das Sicherste ist, daß bei der Bank von Frankreich zur Anwendung gelangt, dürfte einzig in seiner Art dastehen. Die militärischen Posten und Geheimpolizisten, welche dem Publikum mehr oder weniger bekannt sind, versehen zwar ihren Dienst mit dem zum Handwerk gehörigen Geschäftsmene, jedoch haben sie noch die Gelegenheit gehabt, bei einem wirklichen oder versuchten Einbruch in Action zu treten; aber selbst wenn Einbrecher ihren Weg in die Räume der Bank finden würden, auch dann wären sie noch weit davon entfernt, Zutritt zu den Schätzen der Bank zu haben. Diese werden nämlich jeden Abend in die eingemauerten Geldschränke der unterirdischen Gewölbe gebracht, und nachdem die Schränke vorschriftsmäßig nach allen Regeln der Vorsicht verschlossen worden sind, wird die Wand, in der sich die Schränke befinden, zugemauert, und die Gewölbe werden unter Wasser gesetzt. Des Morgens werden sie durch eine Ableitungsvorrichtung trocken gelegt, die Mauer treten an, um ihr Werk vom Abend vorher zu gerühren, und die Beamten haben mit ihren Schlüssel Zutritt zu den kunstvollen Sicherheitschiffen der Schränke, bis am Abend wieder ein festgeschlossenes Mauerwerk diese umschließt. Natürlich sind auch die Mauer, die das tägliche Werk des Aufbaus und Wieder-eintragens zu besorgen haben, Vertrauenspersonen, und wenn auch die Arbeit an sich wenig Befriedigung gewährt, so wird sie doch ausnahmsweise hoch bezahlt.